



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

so läßt sie sich in Kürze nach vier Rubriken ordnen. Voran die rein religiöse, d. h. jene, wo die päpstliche Hoheit und die katholische Religion im Ganzen als eine Abweichung vom geschriebenen Worte Gottes dargestellt ist. Sie brachte nichts Neues; ihr Stützpunkt blieb die Bibel. Eine zweite Classe von Broschüren sucht durch Leidenschaftlichkeit zu wirken und fortzureißen; sie ergeht sich in historischen Rückblicken und schildert mit grellen Farben, wie die Menschheit durch den Katholicismus gelitten habe von Peter von Amiens bis auf Loyola, Torquemada und auf unsere Zeit. Sie wird am vollständigsten durch das oben erwähnte Buch Turnley's charakterisirt. Zunächst kommen die Juristen mit ihrer politischen Beweisführung, daß die Bulle des Papstes ein Eingriff in die Rechte der Krone sei. Auf diesem Felde steht die Broschüre von Samuel Warren*) obenan. Sie erlebte in 3 Wochen 5 Auflagen. Eine vor Jahren gemachte Bemerkung Lady Morgan's eudlich, daß der Stuhl des heiligen Peter im Vatican umecht und ein maurisches Möbel sei, gab viertens Veranlassung zu einer Fluth von Abhandlungen über diesen Gegenstand, wobei natürlich die Tagesfrage mit ins Spiel gezogen wurde. Der alten 82jährigen Lady gebührt das Verdienst, den Gegenstand, wie er es verdient, satyrisch behandelt zu haben; und es bleibt immerhin bezeichnend für den katholischen Priestercharakter des Cardinals, daß ihn kein Angriff auf die katholische Kirche so sehr in Aufregung versetzte, als der Zweifel, ob besagter Stuhl von einem christlich getauften oder mohammedanisch beschnittenen Tischler gearbeitet worden sei.

Inmitten dieser Federkämpfe war die Diverston gegen den Puseyismus und seiner Anhänger eine sehr heilsame und zweckmäßige. Das Scharmügel wurde allgemein; man sah vor lauter Staub und Koth die Hauptkämpfer nicht mehr, und mitten im Getümmel rief der Herold von Westminster: „Das Parlament ist eröffnet“ — und hier schließt unsere historische Skizze. Lord John ist sehr zahm geworden, wie seine gemäßigte Bill beweist. Wie immer der Streit im Parlamente beendigt werden mag, England wird an der „papal aggression“ noch lange zu zehren haben.

W o c h e n s c h a u.

Der Verfassungskampf in Kurhessen, nach Entstehung, Fortgang und Ende historisch geschildert von Dr. H. Gräfe, Mitglied des bleibenden Ständeausschusses in Kassel. — Nachdem der gesetzliche Widerstand der liberalen Partei gegen die Uebermacht des herrschenden Systems so ziemlich auf allen Punkten gebrochen ist, bleibt uns für den Augenblick nichts Anderes übrig, als durch eine klare und ausführliche Darstellung dessen, was geschehen ist, von der übel berichteten Gegenwart an die höhere Instanz der Zukunft

*) Verfasser des „Tagebuch eines Arztes.“ u. s. w.

zu appelliren, einer Zukunft, die hoffentlich nicht zu fern liegt. Das vorliegende Buch entspricht diesem Zweck in Beziehung auf die kurhessische Angelegenheit auf eine sehr anerkennenswerthe Weise; der Verfasser, obgleich er seinen Parteistandpunkt nie verleugnet, hat sich überall bemüht, in seinem Bericht die objective Wahrheit zu geben, soweit das überhaupt möglich ist; und auch in Beziehung auf Vollständigkeit und Genauigkeit läßt er nichts zu wünschen übrig. Daß er die Form des einfachen Berichts in diesem Fall einer künstlerisch-historischen Behandlung vorgezogen hat, wird ihm Niemand verargen; denn die Gegenwart ist für ein Kunstwerk noch nicht gemacht. — Die letzte Wendung der Dinge in Kurhessen ist vielleicht der schwärzeste Punkt in der Geschichte unserer letzten Jahre. Es ist auch in anderen Ländern über Gebühr mit rettenden Thaten operirt worden; aber nirgends hat man in den Formen das *bon plaisir* der überlegenen Gewalt so ungescheut hervortreten lassen. Wenn Windischgrätz nach der Einnahme Wiens durch seine blutigen Sentenzen das deutsche Volk, welches damals noch nicht in den Zustand der Abgespanntheit und Blasirtheit versunken war, in dem wir es heute sehen, in eine fieberhafte Aufregung versetzte, so waren doch damals wirkliche Verbrechen, ein wirklicher Aufstand, Kampf und Sieg vorausgegangen. Aber einen auf rechtliche Ansprüche gegründeten, durch den Ausspruch sämtlicher Landesgerichte legalisirten Widerstand durch Dragonaden zu brechen, das ist eine neue Erfindung in der politischen Moral unseres Jahrhunderts. — Wenn wir aber die Stimmung, in welcher der Verfasser diese Gewaltsschritte berichtet, nur überall theilen können, so ist das nicht der Fall mit seinen Schlußfolgerungen; wir müssen namentlich der einen: der Verfassungskampf in Kurhessen sei eine Probe für das constitutionelle System gewesen, und diese sei gegen dasselbe ausgefallen, entschieden widersprechen. So weit es sich blos um das constitutionelle System handelt, hat dasselbe die Probe vollkommen bestanden. Der gesetzliche Widerstand der Bürger und der Behörden hat über den Widerstand der kurfürstlichen Regierung gestiegt; wenn nachher die Sache durch die Einnischung des Bundes eine andere Wendung genommen hat, so liegt die Schuld nicht in dem constitutionellen System, sondern in der Lage Kurhessens innerhalb der Bundesstaaten. Der Fall wäre kein anderer, auch wenn Kurhessen eine Republik wäre. — Die Probe ist vielmehr nur gemacht worden mit der Souveränitätsidee der deutschen Kleinstaaten. So lange dieser Traum noch in den Köpfen der deutschen Politiker spukt, ist an eine Besserung der deutschen Zustände nicht zu denken. In Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten versteht sich das ganz von selbst. Die Bundesgewalt — d. h. vorläufig die deutschen Großmächte — kann es nicht dulden, daß Kurhessen oder ein anderer Staat Bündnisse mit dem Auslande eingeht, auch wenn in diesem Staat der Fürst mit seinen Ständen vollkommen einig sein sollte. Aber auch in den innern Angelegenheiten wird die Souveränität dieser Staaten nur bis zu einem gewissen Grade zugestanden werden können. Im Militärwesen, in der Preßgesetzgebung, in dem Zollsystem, selbst in den Instituten privatrechtlicher Natur, ist bei der Gesetzgebung der einzelnen Staaten das Interesse aller Staaten betheiligt, und dieses Interesse wird sich geltend machen, so lange die Macht da ist, es geltend zu machen. Der Deutsche ist also so lange politisch rechtlos — rechtlos, insofern er niemals auf einer unbedingten Rechtsform fußen kann — bis die politischen Verhältnisse des Bundes geordnet und aufgeklärt sind. — Eine gemeinsame Volksvertretung am Bunde würde ihm ebensowenig nützen; denn diese Form wäre dem Inhalt nicht angemessen, und eine Form ohne Inhalt ist eher schädlich als nützlich. — Deutschland enthält bis jetzt einen unbedingt souveränen

Staat — Oestreich — und einen bedingt souveränen — Preußen. Bedingt, weil ihn seine geographische Lage von den übrigen Bundesländern abhängig macht. Eine Klärung der Verhältnisse kann nur so erfolgen, daß entweder diese bedingte Souveränität völlig aufhört, wozu jetzt freilich alle Anstalten gemacht werden, oder daß sie sich in eine unbedingte verwandelt, d. h., daß sich Preußen mit den in seinen Rayon fallenden Kleinstaaten von Oestreich losreißt. Das Letztere scheint uns nicht allein das Wünschenswerthere, sondern, vorläufig noch, auch das Leichtere. — Denn wenn die „Oestreichische Correspondenz“ die militärische Besetzung der Westgrenze und der Seeküste durch Oestreich und Preußen gemeinsam für vollkommen ausreichend hält, die Angel für die Einheit Deutschlands zu bilden, was auch in den Dresdner Conferenzen beschlossen werde, und wenn die „Deutsche Reform“ mit großem Behagen dieser naiven Ansicht beipflichtet, so übersehen die ehrenwerthen Organe beider Regierungen dabei nur, daß sie zweierlei voraussetzen, was erst zu beweisen wäre: erstens, daß Oestreich und Preußen immer einig seien, zweitens, daß das deutsche Volk im Stande sein werde, einen ins Unendliche fortgehenden Belagerungszustand zu ertragen.

Rheinische Musikzeitung. — Mit der musikalischen Kritik ist es noch um einige Procent schlechter, als mit der Kritik im Allgemeinen. Abgesehen von den Recensionen in den Tageblättern, in der Regel von „Liebhavern“ geschrieben, die ex aequo et hono urtheilen, d. h. die den Maßstab ihres Lobes oder Tadels in den schönen Augen einer liebenswürdigen Sängerin finden, und den musikalischen Klatschblättern, die sich durch noch viel handgreiflichere Motive bestimmen lassen, verfallen die musikalischen Kritiker, leichter als die literarischen, in eine Reihe entgegengesetzter Fehler. Entweder sind sie, wie Kellstab, in der alten classischen Schule erzogen, und mit Beethoven hört für sie die Geschichte der Musik auf; oder sie gehen von der Idee einer radicalen Reform aus, und vernachlässigen über der Energie, womit sie ihr bestimmtes, und doch immer etwas einseitiges Princip verfolgen, jene Unbefangenheit und Objectivität, welche zu einem Urtheil über moderne selbstständige Richtungen nothwendig sind — so geht es z. B. Richard Wagner; oder sie haschen nach Esprit, wie die Franzosen, und darüber wird ihnen die Wichtigkeit und Selbstständigkeit des Urtheils Nebensache. So wird man z. B. die Recensionen von E. Kossak in Berlin immer mit Interesse lesen, es ist Geist darin, und sie imponiren häufig durch treffende Einfälle; aber zuverlässig sind sie nicht. Sie sehen zuweilen, wie es überhaupt das Unglück der Deutschen ist, den Wald vor Bäumen nicht.

Die angeregte Zeitschrift, redigirt von Prof. Bischof, herausgegeben von der Schloß'schen Musikalienhandlung in Köln, hat wenigstens das gewissenhafte Streben, diese Fehler zu vermeiden. Einzelne Abhandlungen, z. B. über den Propheten, sind von einer sehr anerkennenswerthen Unparteilichkeit, und die hors d'oeuvres, ohne die man einmal vor dem Publicum nicht Gnade zu finden glaubt — ob mit Recht oder Unrecht, will ich dahingestellt sein lassen, — werden uns wenigstens mit Maß aufgetischt. — Die Redaction sollte sich nur noch mehr bemühen, in den Centralpunkten des musikalischen Lebens Mitarbeiter zu finden, auf die sie sich verlassen kann, um nicht z. B. in die Verlegenheit zu kommen, in ihrer Kritik der Schumann'schen Genoveva auf das Textbuch beschränkt zu sein. Das frische musikalische Leben, welches durch Hiller und Schumann an dem Rhein hervorgerufen wurde, hat dort die ehrenwerthe Zeitschrift zu einem Bedürfniß gemacht. Es ist dem guten Unternehmen ein recht günstiger Erfolg zu wünschen.

Punch und Cardinal. — Wir theilen als Ergänzung zu dem obigen Berichte aus London eine Scene aus Meister Punch mit, die vortrefflich ist.

Es lassen sich ein Paar Herren bei Punch melden, der Cardinal Wiseman und Newman, der ihm die Schleppe trägt. Das irische Dienstmädchen läßt sie ein. Toby der Hund fährt mit wüthendem Knurren auf sie los. Der Cardinal übergiebt seine Bulle, und murmelt etwas von dem souveränen Herrn, dem Papst.

Herr Punch. Hol' ihn der Teufel! Ich bin ihm keinen Schilling schuldig! Hinaus mit den Leuten! hinaus! hinaus! (Sie werden hinausgeführt.) Unverschämtes Gefindel! (Er steckt sich eine Cigarre an.) Nun höre aber, Toby, mein Hund. Du wolltest eben den Herrn mit den rothen Strümpfen in die Waden beißen. Das mußt du nicht thun. Er erklärt sich zum Herrn meines Landes, und bringt eine Vollmacht vom Papst. Nun kümmerge ich mich um den Papst gerade soviel, als um den Mufti in Ispahan, und ich wünsche so sehr, im Frieden zu leben, daß, wenn dieser Letztere käme, sich eine Moschee baute, und täglich ausriefe, er sei der Mufti von ganz England, und man könne nirgends anders mit Vortheil beten, als in seinen Moscheen, ich ihn ruhig gewähren lassen, und nur zuweilen ihm zurufen würde: Das ist alles Unsinn. Beiß nicht den Cardinal in die Waden, Toby. Wir wollen über seinen rothen Hut und seine rothen Strümpfe lachen; aber laß ihn seine Lichter anstecken und seine Knize machen in Frieden. Was die Ideen dieses römischen Prinzen betrifft, über uns zu regieren, so hat das seine guten Wege; so lange wir unsre Freiheit der Presse und der Discussion haben, kümmern wir uns nicht um den Unterrock des Lordcardinals. Wir wollen dem Papst sagen: Du hast England einst verflucht und excommunicirt, aber die Sonne schien darum nicht minder hell; die Armada versank in den Fluthen, und unser Giland ist gewachsen an Macht und Freiheit.

Wohl dem Lande, das so sprechen kann! Für uns ist der Papst mehr, als der Mufti von Ispahan. Wir erfreuen uns der Freiheit nicht, deren der stolze Brite sich rühmt; wir sind nicht als Nation so mächtig, um die Intriganten, denen die Kirche über das Staatsleben geht, übersehen zu können. Wir haben soeben das Beispiel des tapfern Siccardi im Auge, der endlich doch erlegen ist. Wir haben zu wachen, daß nicht falsches Spiel getrieben werde.

Dr. William Ellery Channing's Werke. — In einer Auswahl aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Stadtschulrath Schulze und Prediger Sydow. Berlin, Herm. Schulze. (Bis jetzt 6 Bdch., im Ganzen auf 15 berechnet.) — Der amerikanische Geistliche W. Channing hat sich in England ebenso wie in Nordamerika eine sehr bedeutende Popularität erworben, namentlich bei den Frauen. Er gehört zu den verständigen Geistlichen, die im Wesentlichen Rationalisten sind, ohne aber darüber das Sinnvolle und Gemüthliche, welches sich an die Idee einer übernatürlichen Offenbarung und einer über das gewöhnliche Leben hinausgehenden wunderbaren Geschichte knüpft, aufgeben zu wollen. Er entspricht also in Deutschland der Richtung, welche Schleiermacher und seine Schule genommen haben, und es ist billig, daß diese vorzüglich zu seiner Verbreitung beizutragen sucht. — Channing war 1780 im Staat Rhode-Island geboren, und wurde 1803 zum Pfarrer einer Kirche in Boston gewählt, welche Stelle er bis an seinen Tod 1842 bekleidete. In Amerika gestalten sich die verschiedenen religiösen Richtungen zu äußerlich constituirten Secten; die Kirche, welche

er leitete, gehörte zu den Unitariern, wie sich die Nationalisten in Nordamerika im Gegensatz zu den Trinitariern nennen, weil bei ihnen die Frage über Einheit oder Dreieit Gottes noch zu den wesentlichen gehört. Bei uns kommt diese Frage weniger in Betracht. — Die Predigten, welche er während des Krieges mit England 1812 herausgab, machten seinen Namen in allen Staaten der Union bekannt. Später begründeten seine Recensionen über Milton, Fenelon, Napoleon, über die Union, die Sklaverei und seine theologischen Reden und Abhandlungen seinen Ruf in Amerika. In England bahnten sich seine Schriften langsamer ihren Weg; doch sind sie jetzt in Tausenden von Exemplaren daselbst verbreitet, und Gesellschaften sind zusammengetreten, um die Mittel herbeizuschaffen, sie durch wohlfeile Ausgaben Allen zugänglich zu machen. Seine Popularität wurde in England sogar größer, als in Amerika. Als Lord Morpeth nach Amerika reiste, nahm seine Schwester mit den Worten von ihm Abschied: „Um zwei Dinge beneide ich Dich; Du wirst den Niagarafluß sehen und Dr. Channing.“

Neuigkeiten des französischen Theaters. — Kaum hat der „verlorne Sohn“ seine Anziehungskraft auf das Pariser Publicum einigermaßen erschöpft, so sind Scribe und Halévy, die Unermüdlichen, mit einer neuen komischen Oper hervorgetreten: Die Pique-Dame, die wiederum einen vollständigen Success gehabt hat. Die Scene spielt 1762, im Augenblick der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina II., in den ersten Acten unter den Bergwerkarbeitern von Bologk und den Officieren eines russischen Regiments, der letzte in der feinen Gesellschaft von Karlsbad. Constantin Melidoff liebt die Prinzessin Paulowska; ihr Geist, ihre schönen Augen, ihre zarte Hand lassen ihn vergessen, daß sie einen Klumpfuß und einen Höcker hat. Sie ist aber zugleich unermesslich reich, und darum wirbt der Oberst Bizianoff um ihre Hand. Er ist ein leidenschaftlicher Spieler, und will mit der Hand der Prinzessin zugleich ein Geheimniß erlangen, welches der Teufel dem Ahnherrn der Paulowski überliefert hat, nämlich die Bezeichnung von drei Karten, welche unter gewissen Umständen immer gewinnen müssen. Dazu gehört die Pique-Dame, welche die Paulowski in ihrem Wappen haben. Zwischen den Nebenbuhlern entspinnt sich ein Streit; Bizianoff weigert sich zu schlagen, bis sein Gegner ihm 300,000 Rubel bezahlt haben wird, welche sein Vater ihm schuldig sein soll. Die russische Regierung schickt Melidoff in die Bergwerke, weil er seinen Vorgesetzten beleidigt hat. Doch endigt sich Alles erwünscht, ja es ergibt sich zuletzt, daß Höcker und Klumpfuß nur eine Einbildung waren. — Das Sujet ist aus einer Novelle von Puschkin genommen, die Prosper Mérimée in der Revue de deux mondes übersetzt hat. Die Intrigue ist mit Scribe's gewöhnlicher Gewandtheit und Grazie ausgeführt; auch die Musik wird im Allgemeinen von den Kritikern gelobt. —

Im Théâtre de l'Odéon hat ein dreiactiges Drama von Charles Desnoyers und Eugene Nus gefallen: Le testament d'un garçon. Es spielt in Deutschland. Während sich aber sonst die Franzosen die deutschen Liebhaber nicht anders vorstellen können, als in treuer jahrelanger Verehrung, wechselnd zwischen feurigen Seufzern und sehnsuchtsvollem Tabakrauch, ist diesmal der junge deutsche Held, Georg, ein mauvais sujet, wie es nur immer ein Franzose sein kann. Unter dem Vorwand, ein junges Mädchen aus einem brennenden Hause zu retten, trägt er die Ohnmächtige in das Gebüsch eines Parks, wo er sich von der Leidenschaft so weit hinreißen läßt, daß die junge Dame neun Monate darauf genöthigt ist, sich eine verschwiegene Hebamme zu suchen. Er hat

ihren Ring als Zeichen zu sich genommen, da er im Uebrigen weder ihren Namen noch ihre Person kennt. Als er im Begriff steht, sich mit einer Andern zu verheirathen, ruft er seinen vertrautesten Freund, Stephan Müller, zu sich, und übergibt ihm die verschiedenen Liebespfänder, welche er von seinen zahlreichen Liaisons empfangen hat; darunter auch jenen Ring. Leider erkennt Stephan in demselben den Ring seiner Braut Alice, und fordert seinen Freund auf Leben und Tod. Der Kampf wird durch das Fallen des Vorhangs unterbrochen. — Zu Anfang des dritten Actes finden wir Stephan in Wien mit Alice und ihrem Kind, welches er zu adoptiren beschlossen hat. Beide sind überzeugt, daß Georg an seinen Wunden gestorben ist, und eben im Begriff, einige Thränen auf sein Grab zu gießen, als der Todtgeglaubte wieder erscheint. Er hat jetzt erst erfahren, daß er Vater ist, und bittet Alice um Vergebung und um ihre Hand, welche ihm auch zu Theil wird, nachdem er vorher einige schwere Prüfungen hat bestehen müssen, um seine Geliebte zu überführen, daß er kein mauvais sujet mehr ist.

Im Théâtre de la Porte St. Martin fährt das neue Drama von G. Sand, *Claudie*, fort, die Räume zu füllen. Wir holen den Inhalt nach. — Beim Aufgehen des Vorhangs finden wir uns in einer ländlichen Gegend von Berry, der Heimath des Champi François. Eine Meierei, von der Sonne verklärt, poetisch wie eine beliebige Gegend aus Theokrit oder Virgil. Rose, die Pächterin, eine stattliche Dame, sehr stolz und sehr aimable, hat Lust, sich wieder zu vermählen. Bei ihrem hübschen Gesicht und ihren strotzenden Getreidefeldern kann es ihr an Bewerbern nicht fehlen. Der Löwe des Dorfes, Denis Ronciat, macht ihr den Hof; aber sie zieht den schönen, melancholischen Sylvain vor, den Sohn des Pächters Faveau, eines Diplomaten, wie er im Buche steht. Die Freude des Garbenfestes, welches im ersten Act gefeiert wird, stören zwei Gestalten, Claudie, ein trauerndes Weib, über deren schöne Züge sich der bleiche Schatten eines früheren Schicksals breitet, und ihr alter Vater, ein sittlich hoher Greis, dem Stande nach ein Tagelöhner, seiner Theatererscheinung nach aber einer jener seigneurs châtelains, in deren Zeichnung Victor Hugo eine so große Virtuosität entfaltet hat. — Claudie trifft den schönen Sylvain; sich sehen und sich lieben ist bei den guten Kindern Gins; aber es scheint nicht viel Hoffnung von beiden Seiten vorhanden zu sein. „Wie traurig sie ist!“ sagt Sylvain; (man erlaube mir den Text anzuführen, des volksthümlichen Ausdrucks wegen) elle a trop de misère, c'est sûr; allons, je ne lui donne aucune fiance (ich finde keine Gnade vor ihr), elle a tourné son idée d'un autre côté, il y a quelq'un qui la recherche dans son pays! Elle est trop belle fille et trop méritante pour n'avoir pas donné dans la vue à d'autres qu'à moi. — Dieser Andere findet sich. Er ist der schon erwähnte Löwe Ronciat, der sie verführt und später verlassen hat. Sie büßt ihre Schuld durch freiwilliges Elend, vom alten Vater Remy gestützt. Ronciat fürchtet einen Clat, aber sie behandelt ihn als Fremden. Er denkt an das Kind, und bietet ihr Geld. „Wozu? da das Kind todt ist!“ — Diese Einfachheit ist von einer großen Wirkung. — Der Act schließt mit der Feier des Garbenfestes, welches durch einen schönen Segen des Vater Remy geweiht wird. — Im zweiten Act ist die Liebe Sylvain's und die Schuld Claudie's offenbar geworden. Die Eifersucht der Pächterin treibt sie über alle Schranken; Remy und seine Tochter werden schimpflich aus der Meierei verjagt. „Ich glaube nicht,“ sagt Claudie mit stolzer Einfachheit, qu'aucune vérité dite sur mon compte me mérite l'affront des bons coeurs et des honnêtes gens. — Der Vater hat ihre Liebe errathen, sie erklärt aber, von

der „Freundschaft“ eines Mannes nichts wissen zu wollen; sie möge nicht geliebt sein. — Im dritten Act will sich Sylvain aus Gram umbringen; aber das Mitleid der Bäckerin wird rege, sie eilt den beiden Verbannten nach und führt sie zurück. Unter der Indignation des ganzen Dorfs bekennet der Verführer seinen Verrath und seine Niedrigkeit, und bietet ihr zum Ersatz seine Hand; sie erwiedert: „Um einen Mann zu heirathen, muß man vor Gott schwören, ihn sein ganzes Leben lang zu lieben und zu achten; wenn man gegen diesen Mann aber nur Verachtung empfindet, so wäre das eine Lüge gegen Gott. Ich weigere mich.“ Jetzt kommt die Reihe an Sylvain; auch ihn weist sie zurück, um ihre Schuld bis ans Ende ihrer Tage zu büßen, aber Remy legt sich ins Mittel. „Komm zu Dir, meine Tochter, genug der Buße; es ist Zeit, daß Du Dir selbst vergebst. Das ist mein väterlicher Wille. Auf die Kniee, meine Kinder; hört ihr das Angelus läuten, die Stunde der Ruhe? Möge sie in eure Herzen sich senken, die Ruhe des guten Gottes, am Ende eines Tages voller Prüfungen, wo es Jedem von uns gelungen ist, seine Pflicht zu thun. Morgen wird uns diese Glocke zu neuer Arbeit rufen. Wir werden aufrecht stehen mit frohem Angesicht und gereinigtem Gewissen, denn die Arbeit ist die Buße des Menschen; sie ist zugleich seine Belohnung, sein Ruhm und sein Festtag.“ —

Im T. des variétés ist ein zweiactiges Vaudeville von Lockroy und Comberouffe aufgeführt: Die drei Fußtritte, welches, wie das vorhin erwähnte Testament, in Deutschland spielt. Ein Heidelberger Student im schwarzen Sammetrock und weißen Halskragen vernachlässigt seine Studien, nicht aus besonderer Faulheit, sondern weil er nicht weiß, wer sein Vater ist, und weil er seine ganze Zeit damit zubringt, nach dem Urheber seiner Tage zu forschen. Zu derselben Zeit trifft es sich, daß auch die Markgräfin von Anspach nach einem verloren gegangenen Sohn sucht; es wäre also zu natürlich, daß Beide sich begegnen. Aber jener Student ist nicht der Sohn der Markgräfin von Anspach, sondern ein anderer Student, gleichfalls im schwarzen Sammetrock und weißen Halskragen, ist es; welche Aehnlichkeit die Markgräfin veranlaßt, einige Zeit zwischen Beiden zu schwanken. Nachdem Alles in Ordnung ist, heirathet jeder der beiden Studenten das Mädchen, welches er liebt. Vorher werden einige Fußtritte ausgetheilt. —

Im Ambigu hat ein phantastisches Drama von Emile Souvestre: Un mystère, in zwölf Tableaux, wegen seiner glänzender Ausstattung ein großes Publicum versammelt. Es handelt sich um das Schicksal des frommen Grafen Wilhelm von Poitou, den der Satan versuchen will. Zu diesem Zweck wendet er sechs verschiedene Verkleidungen an, aber umsonst; das Stück schließt mit einer Verklärung und einem Triumph des Erzengels Michael. Es ist übrigens nach einem alten Bretonischen Mysterium bearbeitet. —

Ein pantomimisches Ballet: Paquerette, in drei Acten von Theoph. Gautier und St. Léon, Musik von Bénéoit, wurde im Théâtre de la nation von Fanny Cerrito getanzt. Es unterscheidet sich von den meisten, die in letzter Zeit geschrieben sind, dadurch, daß keine mythologischen Götter und keine christlichen Teufel darin vorkommen. Nur ein ziemlich weit ausgesponnener Traum vertritt die Romantik des Ballets. — Ein junger Mensch in Flandern, der seinen Vater aus dem Gefängniß retten will, zieht in einem Anfall von Eifersucht den Degen gegen einen Vorgesetzten; dafür wird er zum Tode verurtheilt. Seine Geliebte befreit ihn, er wird wieder gefangen genommen; da ergibt sich, daß seine Geliebte einmal dem General das Leben gerettet hat durch Anzeige einer Verschwörung, und so wird Alles gut. Das Ballet schließt mit militärischen Evolutionen in Ungarn.

Verlag von **F. V. Herbig**. — Redacteurs: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von **C. C. Elbert**.